Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 45 (1969-1970)
Heft: 10

Artikel: Kopf hoch und Blick in die Zukunft : die Frau in der DDR
Autor: Ringger, Gerda
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1079299

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kopf hoch und Blick in die Zukunft

Die Autorin, Frau Gerda Ringger, hat vor etwa zwei Jahren Besuch aus der DDR erhalten. Eine Studienfreundin aus der Zürcher Universitätszeit hatte sich überraschenderweise gemeldet. Man tauschte alte Erinnerungen aus und verabschiedete sich schliesslich mit einer formellen Gegeneinladung. Dieser ist Frau Ringger nun kürzlich gefolgt — kritisch, ja etwas skeptisch, aber mit dem guten Willen, die Situation objektiv zu sehen. Hier ihr erster Bericht, der sich ausschliesslich mit der Lage der Frauen in der DDR beschäftigt.

Die DDR macht den Versuch, in einem westeuropäischen Land einen sozialistischen Staat aufzubauen. Diese Tatsache muss man — ob man das nun gerne tut oder nicht — als gegeben hinnehmen. Wir kommen beladen mit Vorurteilen in dieses Land, das sich mit Mauer und Stacheldraht von seinem Bruderstaat absichert. Wir erwarten einen Polizeistaat, dessen Bürger unter dem Druck des Parteiapparates missmutig ihre schlechtentlöhnte Arbeit tun. Wie sieht das nun tatsächlich aus?

Während meines Aufenthaltes in Ostberlin und in der DDR interessierte ich mich vorerst für das Leben und die Stellung der Frau in diesem Staate. Davon soll hier die Rede sein.

Die Menschen auf den Strassen sind ordentlich und warm angezogen, Extreme fehlen jedoch, keine ärmlich gekleideten Leute, keine «Hippieverkleidungen», keine Maximäntel, aber auch keinen Nerz. Echte Pelze sieht man selten, um so häufiger synthetische, die von ihnen kaum zu unterscheiden sind. Wenig Farben, man hat den Eindruck: niemand will auffallen, auch die Jugend nicht; die jungen Mädchen in ihren Stiefeln und Manchesterhosen könnten zwar ebenso durch unsere Strassen gehen. Auch sie tragen nicht selten die glatten Haare bis zu den Schultern und haben eine Vorliebe für Hosenanzüge.

Den ganzen Tag über sind Menschen unterwegs; nicht nur «Unter den Linden» und am «Alex», auch auf den Hauptstrassen anderer Stadtbezirke, wo es noch viele kleine Läden aus der Vorkriegszeit gibt, die meisten in privatem Besitz. In den frühen Nachmittagsstunden, wenn in unseren Aussenquartieren die Geschäfte leer sind, herrscht dort ein stetes Kommen und Gehen. Das fällt mir auf. «Wir haben viel Schicht- und Teilzeitarbeit», sagt man mir, «jeder kauft eben ein, wenn er frei hat.»

An Einkaufsmöglichkeiten fehlt es nicht, vom genossenschaftlichen oder staatlichen Selbstbedienungsladen bis zum kleinen Detaillisten, der seine Kunden noch kennt und persönlich bedient. Freilich darf man unseren Überfluss und unsere Auswahl dort nicht erwarten. Eigentliche Versorgungsschwierigkeiten, wie in früheren Jahren, treten jedoch kaum noch auf.

Im Warenhaus am «Alex» drängen sich die Käuferinnen. Es ist kein Vergnügen, hier einzukaufen. Das Haus ist alt und viel zu klein; es platzt aus allen Nähten. Die aufgestapelten Waren wirken in dieser Enge armselig und billig. Aber schon entsteht nicht weit davon ein riesiges, modernes Warenhaus. Wie es aussehen wird, lassen die grosszügigen Läden ahnen, die in den letzten Jahren — nicht nur in Berlin — entstanden sind. Nicht überall sind die Preise so hoch wie in den sogenannten Exquisitläden, wo die DDR zeigt, was sie auf dem Gebiet der Mode zu leisten imstande ist. Exklusive Eleganz ist Luxus in diesem Lande und daher — im Vergleich zu den Löhnen — aussergewöhnlich teuer. Dennoch sind auch diese Geschäfte nie leer. Vorwiegend junge Frauen erstehen sich hier ein Kleid oder einen Mantel, Berufstätige, die bei den Eltern billig leben können oder junge Ehefrauen, die noch keine Kinder haben und selbstverständlich, wie fast alle Frauen hier, einen Beruf ausüben.

Die Nur-Hausfrau ist in der DDR selten geworden. Auch ältere, die noch keinen Beruf erlernt haben, finden mehr als genug Gelegenheit, zu verdienen. Das zeigen die handgeschriebenen Zettel, die an Ladentüren kleben: «Gesucht wird Hilfskraft aus der nichtarbeitenden Bevölkerung.»

Das Berlin des Ostens ist eine Stadt der Arbeit. Es gibt in dieser grossen Stadt kein Vergnügungsviertel, zwei oder drei Nachtlokale verstecken sich in den grossen Hotels, es gibt einige Tanzdielen — viel zu wenig, finden die Jungen — aber viele Theater. Sie beginnen früh und sind jeden Abend zum Bersten voll. Nach der Vorstellung eilt man nach Hause — noch besitzen nur wenige einen eigenen Wagen —, der Heimweg ist oft lang, und morgen beginnt ein neuer Arbeitstag. Die Strassen liegen dunkel und menschenleer, aber eine Frau allein kann ohne Furcht vor Belästigung durchs nächtliche Berlin gehen.

Ich habe in Ostberlin und in der DDR mit vielen Frauen gesprochen. Ihr Leben ist in mancher Hinsicht schwieriger und härter als das unsere. Trotzdem sehe ich keinen Grund, sie zu bedauern (sie würden es sich auch ganz energisch verbitten), denn sie haben das erreicht, was bei uns noch nicht einmal auf dem Papier steht, unter dem Zwang der Verhältnisse vielleicht, aber trotzdem: sie haben die volle Gleichberechtigung. Das macht ihr Leben reicher, macht die Frau aktiver, interessierter und vielleicht auch zufriedener, als wir es sind. Der Staat mit seinen sozialen Einrichtungen erleichtert es ihnen, Beruf und Familie zu verbinden. Gleicher Lohn für gleiche Arbeit ist eine Selbstverständlichkeit, ihre Aufstiegsmöglichkeiten sind — von uns aus gesehen — erstaunlich. Töchter von Arbeitern, Bauern, Handwerkern arbeiten als Ärztinnen, Ingenieure, Schuldirektoren, Wissenschaftler. Es gibt über 1000 Bürgermeisterinnen in der DDR, 30 bis 40 Prozent der Gemeinde-, Bezirks- und Parlamentsabgeordneten sind Frauen, darunter Bäuerinnen, Arbeiterinnen, Studentinnen ... Ein Unikum: Zum zweiten Mal ist der Präsident der Staatsbank der DDR eine Frau. — Wie kam dieses «Wunder» zustande?

Auch östlich der Mauer sind die Deutschen intelligent, arbeitsam und

Vielbeschäftigte Ostberlinerin: An Einkaufsmöglichkeiten fehlt es nicht

ehrgeizig. Mit einem Gesetz hat es der Staat verstanden, diese Eigenschaften für die Gesellschaft fruchtbar zu machen. Es verpflichtet jeden Betrieb, seine Mitarbeiter zu qualifizieren, das heisst Mann und Frau haben, auch wenn sie schon im Berufe stehen, das verbriefte Recht auf einen Bildungsweg, der ihren Fähigkeiten entspricht.

Mehr darüber erfuhr ich von der Frauenkommission einer grossen Berliner Verwaltung. Die vier Frauen werden von den Mitarbeiterinnen gewählt und gehören der Gewerkschaftsleitung des Betriebes an. Es ist leicht, mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Sie sind offen und natürlich und versuchen in keinem Augenblick, mich mit Propagandaphrasen abzuspeisen. Sie kümmern sich um alle Belange der Kolleginnen, nicht nur um etwa auftretende Schwierigkeiten bei der Arbeit oder im Verkehr mit den Mitarbeitern, auch um ihre persönlichen Probleme, etwa um die Unterbringung eines Kindes in eine der Krippen, die der Nachfrage immer noch nicht genügen, um den Gesundheitsschutz, die Versorgungslage, auch um den Ersatz von Schreibmaschinen und Büromöbeln oder die Renovierung der Arbeitsräume. Der richtige Einsatz der Frau und ihr berufliches und politisches Bildungsniveau gehören ebenfalls in ihren Arbeitsbereich. Sie wachen darüber, dass die Betriebsleitung auch die Frauen qualifiziert und sie zu Kursen, zum Beispiel Sekretärinnenkurse, Fachschulen, «delegiert» oder ihnen ein Fernstudium auf einer Hochschule ermöglicht. Für das Fernstudium, das neben der Arbeit absolviert wird, stehen ihnen vier freie Tage im Monat zu. Auch für zwei- bis dreiwöchige Seminarkurse, Prüfungen und die Abfassung der Diplomarbeit werden sie von der Arbeit beurlaubt. Das Gehalt läuft weiter.

Dieses Qualifizierungsgesetz wirft natürlich organisatorische Probleme auf. Früher ist es vorgekommen, dass eine ganze Reihe Mitarbeiter gleichzeitig ausfielen; heute stellt man Qualifizierungspläne auf, damit die Arbeit im Betrieb nicht unter der Schulung der Mitarbeiter leidet. Auch daran ist die Frauenkommission beteiligt.

Trotz dieses vollgerüttelten Masses an Arbeit möchte keine der vier Frauen ihre Arbeit aufgeben und zu Hause bleiben. «Man kann doch nicht den ganzen Tag putzen». Die vier scheinen ihre Haushaltspflichten so organisiert zu haben, dass die Familie nicht zu kurz kommt. «Zuhause müssen eben alle mithelfen. Am Sonntag kocht meistens mein Mann und unser 11jähriger sagt: ‚Wenn Vati kocht, schmeckt's am besten.' Zudem haben wir unsere elektrischen Haushaltapparate. Die sind natürlich eine grosse Hilfe.» Dazu muss man freilich wissen, dass die Hauptmahlzeit, das Mittagessen, auswärts eingenommen wird. Die Kinder werden in der Schule verpflegt. Das Einkaufen besorgen die Frauen auf dem Heimweg. «Früher war das manchmal schwierig. Die Läden waren ausverkauft. Heute füllen die meisten Kaufleute ihre Gestelle am späten Nachmittag nochmals auf, weil sie wissen, dass viele Frauen erst gegen Abend einkaufen können.»

Und wenn ein Kind krank ist? — «Dann bleiben wir zuhause, eine Woche die Frau, eine Woche der Mann, wenigstens versuchen wir in unserem Betrieb das so zu regeln. Das hat sich natürlich noch nicht überall durchgesetzt. Bezahlt werden wir allerdings nur, wenn wir allein für das Kind aufkommen müssen.» Bei der werdenden Mutter ist das anders. Sie hat Anrecht auf einen bezahlten Urlaub (90 Prozent des Gehalts) von 14 Wochen und erhält eine staatliche Geburtenbeihilfe, die von Kind zu Kind steigt, beim ersten sind es 500, beim fünften 1000 Mark. Will sie länger aussetzen, so bleibt ihr der Arbeitsplatz ein Jahr erhalten.

Zu Besuch bei Familie S. Er ist Chauffeur, seine Frau arbeitet beim Steueramt. Sie haben ein vierjähriges Töchterchen und bewohnen eine Altwohnung, drei geräumige Zimmer, Küche und Bad. Keine Zentralheizung, sondern ein Dauerbrenner in Form eines grossen Kachelofens, der auch das Kinderzimmer heizt. Für diese Wohnung bezahlen sie 56 Mark Miete. Die Kleine ist den ganzen Tag im Kindergarten und wird dort verpflegt. Das kostet 7 Mark im Monat. Sie fahren jeden Sommer vierzehn Tage an die Ostsee in ein Bungalow-Dorf der Ge-

werkschaft. Dafür bezahlt die ganze Familie, Verpflegung inbegriffen, 162 Mark. Sie zeigen mir Photos und schwärmen von der Ostsee wie unsere Leute von der Adria.

Es gibt in Ostberlin keine eigentlichen Arbeiterquartiere mehr. Man wohnt dort, wo man eine Wohnung bekommt. Über der Familie S. wohnt ein Arzt. Die Mieten sind durchwegs niedrig. In modernen Hochhäusern im Zentrum zahlt man für eine Vierzimmerwohnung (Zentralheizung, Lift) 160 Mark. Noch gibt es die hässlichen Arbeiterhäuser des Vorkriegsberlin mit ihren dunklen Hinterhöfen, in denen der Maler Zille seine unterernährten Kinder spielen liess. Auch Herr und Frau S. haben zu Beginn ihrer Ehe in einer solchen Wohnung gewohnt — weil sie keine andere fanden. Inzwischen sind sie zweimal umgezogen. «Hier gefällt es uns, hier gehen wir so bald nicht mehr weg», sagen beide. Herr S. hat die Wohnung mit Hilfe eines Kollegen renoviert und tapeziert. Einige neue Möbel sind angeschafft worden, auch ein neuer Fernsehapparat. In der Küche steht ein moderner Herd, ein grosser Kühlschrank und eine Waschmaschine. Herr und Frau S. sind stolz auf ihre Wohnung. «Sehen Sie», sagt er, «so wohnen die meisten Arbeiter bei uns.» Frau S.: «... wenn sie's nicht hinter die Binde giessen. Solche gibt es natürlich auch.»

Die Möbel, die Haushaltapparate sind teurer als bei uns, die Löhne niedriger. Man könnte sagen: die Berufsarbeit der Frau ermöglicht diesen weit gestreuten kleinen Wohlstand. Aber das ist es nicht allein.

Alles, was unseren Durchschnittshaushalt belastet: Miete, Krankheit, Zahnarzt, Ferien, Studien der Kinder, spielt im Budget der DDR-Familie eine untergeordnete Rolle. Deshalb verfügen die Menschen dort über mehr flüssiges Geld, als wir erwarten würden. Sie geben es aus — ihren Neigungen entsprechend — für Kleider, Esswaren oder Einrichtungsgegenstände, deren Preis wir wieder unverständlich hoch finden. «Wir werden die Preise senken, wenn wir genügend davon herstellen können, um den Bedarf aller Frauen zu decken», sagte mir eine Nationalökonomin, als ich 24 Mark für ein Paar Strumpfhosen einfach unerhört fand.

Bei der Malerin. Sie ist nicht mehr jung und hat den ganzen Schrecken der Nazizeit mitgemacht: Untergrundarbeit, Verfolgung, Konzentrationslager. Trotzdem ist ihre Vitalität ungebrochen. Ihr Leben ist bis zum Rande ausgefüllt: Lehrerin an einer Kunstakademie, Führung Jugendlicher durch die Museen, wo sie ihnen erklärt, warum Otto Dix nicht so «schön» gemalt hat wie die Romantiker. Sie kennt die moderne Kunst des Westens und diskutiert mit westlichen Künstlern, wann immer sich Gelegenheit dazu bietet.

In dem grossen Atelier, das ihr der Staat zur Verfügung gestellt hat, zeigt sie uns ihre Bilder. «Das und das», sagt sie, «ist an der letzten Ausstellung nicht angenommen worden. Es sei zu wenig optimistisch.» Natürlich ärgert sie sich darüber, und man traut ihr zu, auch an anderer Stelle ihrer Meinung Ausdruck zu geben. Wir geraten in ein Gespräch über künstlerische Freiheit. «Freiheit», sagt sie, «heisst doch immer Freiheit wozu? Auch wir arbeiten frei im Rahmen dieses Staates und seiner Gesellschaft, die wir bejahen — im Gegensatz zu euren Künstlern. Ich bestreite, dass der westliche Künstler wirklich frei schaffen, sich frei entwickeln kann. Bei euch ist alles kommerzialisiert, auch die Kunst. Der Künstler muss sich an eine Galerie verkaufen, um existieren zu können, immer neues erfinden, um im Gespräch zu bleiben. Hat er überhaupt noch irgend etwas auszusagen? Inzwischen wird die Kluft zwischen ihm und dem Volk immer grösser. Wir hingegen möchten eine Kunst schaffen, zu der das Volk Zugang hat, die es bereichert ...»

Natürlich hat die Berufstätigkeit der verheirateten Frau ihre Schattenseiten. In einem Chanson des Berliner Kabaretts «Die Distel» verspricht eine Mutter ihrem Sohn die Erfüllung jedes Wunsches in doppelter Ausführung, wenn er bloss nichts weiter von ihr will: Also auch hier, in diesem Staate, in dem es Wohlstand in unserem Sinne nicht gibt, so etwas wie eine «Wohlstandsvernachlässigung» des Kindes.

Eine Vertreterin der älteren Generation, verheiratet mit einem Akademiker, nicht berufstätig, klagt: «Für eine Frau sollte doch die Familie die Hauptsache sein. Was ist das für ein Heim, wo die Mutter auswärts arbeitet wie der Vater, und die Kinder den ganzen Tag im Kindergarten und in der Schule sind?» Kann das ein Heim sein? Diese Frage lässt sich nicht mit Ja oder Nein beantworten. Bei der Familie S. ist es eins, das spürt man. Es hängt von den Menschen ab, von ihrer inneren Bindung zueinander, ob die gemeinsame Wohnung ein Heim wird. Sicher sind diese Ehen gefährdeter. Die Berufsarbeit macht die Frau vom Manne finanziell unabhängig, er ist nicht mehr ihr Versorger. Das erleichtert die Trennung, sobald das Zusammengehörigkeitsgefühl ins Wanken gerät.

Die DDR braucht die qualifizierte Arbeit der Frauen zum Aufbau ihrer Wirtschaft, die Frau braucht — sehr oft — ihr Gehalt für ihre Familie und ihr Heim. Doch ihre Arbeit hat nicht nur materielle Gründe. Sie fühlt sich durch sie in ihrem Werte bestätigt. Hausfrauenarbeit ist nirgends besonders angesehen. Die kleine Angestellte aber, die es zur Textilingenieurin gebracht hat, ist stolz auf ihre Leistung. Sie fühlt sich mitbeteiligt am wirtschaftlichen Aufschwung des Landes, mitverantwortlich für die weitere Entwicklung, die nach vielen trostlosen Jahren nun mit Riesenschritten vorwärtsdrängt. Unter der jüngeren Generation, die sich das Leben im Westen nicht vorstellen kann, ist eine solche Einstellung sehr verbreitet. Diese gut ausgebildeten tüchtigen Frauen und Männer tragen den Kopf hoch, den Blick auf die Zukunft gerichtet, und achten kaum auf die Beschränkungen ihres Lebens.

Gerda Ringger